

# RETTUNGSHREUZER IKARUS

BAND 51



DIE VERBOTENE WELT

IRENE SALZMANN

ATLANTIS

»Sie geben.« Missmutig schob Kroil Wenga den Kartenstoß über den Tisch.

Yeni Alaya nahm ihn mit einem feinen Lächeln entgegen. Vor dem schlanken Piloten des Rettungskreuzers *Phoenix* stapelten sich die Creds, während seinem Gegenüber bloß ein kleines Häufchen geblieben war. Er mischte, ließ Wenga abheben und teilte ihnen beiden jeweils sieben Karten aus, die zwei letzten aufgedeckt. Der Chefindgenieur hatte den höheren Wert.

»Ihr Einsatz?«, fragte Alaya.

Wenga seufzte und betrachtete die wenigen Münzen, die neben dem nicht aufgedeckten Blatt lagen. Zwar spielten sie um kleine Beträge, aber da er fast jede Runde verloren hatte, würde der Zyraner ein nettes Sümmchen einstreichen. Natürlich hätte Wenga schon vor einer Weile aufgeben können, doch wollte er nicht den Ruf eines schlechten Verlierers haben. Und es bestand immerhin die Chance, dass sich ihm das Glück noch zuwenden würde. Bislang hatte er allerdings vergeblich gehofft.

»Zwei Creds.«

Alaya schnippte die gleiche Anzahl Münzen in die Tischmitte und nahm die Karten auf. Seiner Miene war nicht anzusehen, ob er ein gutes oder schlechtes Blatt besaß.

*Bastard!*, dachte Wenga und musterte seine eigenen Karten.

Diesmal hatte er überwiegend rote Motive von mittlerem Wert, zwei blaue mit den höchsten Punkten und keine gelben. Daraus ergaben sich drei Möglichkeiten. Entweder sammelte Wenga Farben und spielte auf Sicherheit, indem er darauf vertraute, dass er vor dem Aufdecken noch einige rote Karten ziehen würde, oder er setzte auf Risiko, indem er Blau wählte, vielleicht jedoch nur kleine Gelb- oder Rot-Werte erhielt. Alternativ ließen sich auch hohe Werte in beliebigen Farben sammeln, wobei viele Karten derselben Farbe natürlich ein besseres Blatt ergaben.

Wenga musste ansagen: Farben oder Werte.

Alaya wartete geduldig. Er brauchte nie lange zum Überlegen.

*Daulion-Wy*, das von zwei bis drei Teilnehmern gespielt werden konnte, bestand aus zweiundvierzig Karten in drei Farben, die jeweils mit ein bis vierzehn Punkten versehen waren; hinzu kamen drei *Cumva*-Karten, die beliebige Farben und Werte annehmen konnten. Das Ziel bestand darin, mit sieben Karten eine möglichst hohe Punktzahl in einer Farbe oder hohe Werte mit verschiedenen Farben zu erreichen. Die Punkte wurden addiert, doch konnte auch eine geringere Punktezahl den Sieg erringen, wenn das Blatt überwiegend dieselbe Farbe aufwies oder eine lückenlose Zahlenreihe zusammenkam. Rot schlug Blau, Blau schlug Gelb. Das beste Blatt bestand aus roten Karten mit den Werten acht bis vierzehn im Farb-Spiel respektive aus den Werten dreimal vierzehn, dreimal dreizehn und einmal Rotzwölf im Punkte-Spiel.

Jede Karte, die Wenga austauschte, kostete nach seiner Vorgabe zwei Creds. Entschied er sich für Rot, mochte sein Einsatz kleiner bleiben, als wenn er Blau wählte, doch viele hohe Werte in einer Farbe oder das Punkte-Spiel mit den beiden blauen und der höchsten roten konnten ihm mit größter Wahrscheinlichkeit den Sieg bringen. Oder eine teurere Niederlage.

Leider wusste er nie, wie Alaya spielte: Manchmal hatte der Zyraner ein gutes Blatt, das er wahlweise durch ein sicheres oder ein Risiko-Spiel und natürlich einer großen Portion Glück erhielt, dann wieder bluffte er und brachte Wenga dazu, ein Blatt, das ihm den Sieg gebracht hätte, umzustellen oder auszusteigen, was ihm die Niederlage bescherte.

»Farbe«, erklärte Wenga. Sein Gefühl sagte ihm, dass er die falsche Wahl getroffen hatte. »Und zwei Karten.« Er legte vier Creds zum Einsatz, schob die beiden blauen mit der Rückseite unter den Talon und nahm von oben zwei neue Karten. Zwei gelbe. *Verdammt!*

Alaya kaufte vier Karten. Nicht einmal ein zuckendes Augenlid verriet, ob er mit dem Blatt zufrieden war. Er klappte es zusammen, legte es auf den Tisch, die Hände darüber gefaltet.

Nun war Wenga wieder an der Reihe. Ob er auch einmal versuchen sollte zu bluffen? Wenn Alaya vier Karten ausgetauscht hatte, dann mochte sein Blatt ziemlich mies sein. Oder war das nur ein Trick von Alaya, um Wenga genau das glauben zu lassen?

Er beschloss, noch einmal zwei Karten zu kaufen. Als er die gelben abgeben wollte, hörte er eine vertraute Stimme hinter sich.

»Hier bist du also, Schnuckelchen!«

Wenga konnte nicht verhindern, dass er leicht zusammenzuckte. So sehr er Reela Coy auch liebte und es mochte, wenn sie ihn mit Kosenamen bedachte – im Beisein Dritter war ihm das peinlich.

Alaya verkniiff sich zwar ein Grinsen, aber seine dunklen Augen funkelten amüsiert.

»Reela ...« Wenga war wie immer in ihrer Gegenwart um Worte verlegen. »Hast du mich gesucht?« *Ich Idiot! Natürlich hat sie mich gesucht.*

Die Ärztin strahlte ihn an. »Ich habe Plätzchen gebacken und dachte mir, dass du sie gern würdest probieren wollen. Bei einer Tasse Kaffee.« Was im Klartext hieß: *in meiner Kabine.*

Wenga wurde es warm.

»Wir beenden die Partie, dann steht Ihnen der Chief ganz zur Verfügung«, sprang Alaya für Wenga ein.

Reela schenkte beiden ein Lächeln und winkte zum Abschied. »Bis gleich!«

Wenga blickte ihr nach, als sie mit wiegenden Hüften die Kantine verließ. Reela war nicht groß und etwas drall. Das gefiel ihm. Ihre blonden Locken glitzerten im Licht der Deckenleuchten wie pures Gold. *Sie ist wundervoll!*

Gedankenverloren legte er die Karten ab, nahm zwei neue – und stellte fest, dass er seine beiden besten roten statt der gelben ausgetauscht und an ihrer statt eine niedrige blaue und noch eine gelbe bekommen hatte. Er fluchte.

Alaya verzichtete auf weitere Karten. »Decken wir auf?«

»Ich gehe Plätzchen essen.« Wenga warf die Karten auf den Tisch und erhob sich.

Alaya sammelte erst die Karten, dann die Creds ein. »Ärgern Sie sich nicht. Dafür haben Sie Glück in der Liebe. *Schnuckelchen.*«



Auf dem Weg zu Reelas Kabine fragte sich Kroil Wenga zum wiederholten Mal, was die Ärztin an ihm fand. Sie war jung, hübsch, stammte von Carilem V, einer Welt des Multimperiums, und war durch und durch menschlich. Er hingegen war ein Drupi, zwar menschlich genug, dass ihrer beiden Spezies kompatibel waren, doch entsprach er ganz gewiss nicht den gängigen Schönheitsidealen:

Wenga war wie alle Repräsentanten seines Volks groß und kräftig. Vermutlich brachte er das Vierfache von Reelas Gewicht auf die Waage. Im Vergleich zu Männern wie Yeni Alaya wirkte er grobschlächtig mit seinem massigen Körper, dem runden Gesicht, das von hellem, borstigem Haar umrahmt wurde, der dreihöckrigen Nase und den hellbraunen Augen. Konnte Reela wirklich einem *Monstrum* wie ihm Gefühle entgegenbringen? Warum himmelte sie nicht Alaya an, der mit seiner sportlichen Figur, der olivfarbenen Haut, dem üppigen schwarzen Haar und dem etwas verträumten Blick sehr viel mehr dem menschlichen Schönheitsideal entsprach?

Infolgedessen wunderte sich Wenga, ob Reela ähnliche Gedanken hegte: Warum interessierte er sich für eine dünne, zarte Frau, statt einer viel stattlicheren Erscheinung den Hof zu machen? Es gab einige weibliche Drupi, die auf *Vortex Outpost* Dienst taten und für sein Empfinden echte Hingucker waren.

*Kroil und Reela ...*

Tatsächlich wusste er selbst nicht, wie es dazu hatte kommen können.

Es war einfach ... passiert.

Warum auch nicht? Man hörte immer wieder davon, dass ein Wenxi eine

Aniaderin zur Frau nahm, ein Chomorr in ein Fidehi-Kollektiv integriert wurde, eine Lyane mit einem Pentakka ihr Glück fand, ein Sloaä sich einer Rimundi zuwandte ... Der Vizianer Pakcheon und der ehemalige Septimus der Konföderation Anitalle, Cornelius, waren schließlich auch ein *seltames Paar*. Weshalb sollte dann ausgerechnet an einem Drupi und einer Carilema etwas komisch sein?

Als Wenga vor der Tür von Reelas Kabine stand und sich anmelden wollte, wurde ihm nach nur einer Silbe geöffnet.

Reela hatte auf ihn gewartet. Ihre großen, grünen Augen leuchteten unter schmalen, gewölbten Brauen. Wenga hätte unter diesem Blick wie Eis in der Sonne dahinschmelzen können ...

Der kleine Raum unterschied sich nicht von seinem, denn die Ausstattung war auf fast allen Schiffen Standard. Allein die persönlichen Gegenstände verliehen der Kabine eine individuelle Note.

Es gab ein schmales Bett – gut, seines war etwas breiter, aber er benötigte nun mal nahezu die doppelte Liegefläche wie ein Mensch –, einen Spind, einen Tisch und zwei Stühle, ein Regal mit Hologwürfeln, die Bilder von Reela nahestehenden Personen zeigten, Souvenirs und anderen Dingen. Das Prunkstück war ein gigantischer, handbemalter Fächer an der Wand hinter der Sitzgruppe.

Auf dem Tisch standen ein großer Teller mit Gebäck und zwei Tassen, in die Reela gerade Kaffee einschenkte.

»Setz dich, Schatzi. Hast du die Partie gewonnen?«

Wenga kam der Aufforderung nach. Der Stuhl war zu niedrig und zu schmal, aber glücklicherweise stabil. Zögernd schüttelte er den Kopf. »Der Kerl hat ein verdammtes Glück, egal was wir spielen.«

Reela nahm ihm gegenüber Platz. »Warum lässt du dich dann immer wieder darauf ein?«

»Um mir die Zeit zu vertreiben.«

»Vielleicht solltest du dir ... einen anderen Zeitvertreib suchen.«

»Zum Beispiel?« Hatte das eben verheißungsvoll geklungen? Wenga wurde es noch wärmer; er wünschte sich, dass die Klimaanlage um zwanzig Grad herunterregelte.

»Na ja«, erwiderte Reela gedehnt. »Mir ist schon klar, dass die Freizeitmöglichkeiten an Bord begrenzt sind und du nicht nur Fachbücher lesen oder Hologfilme anschauen magst. Laini hat begonnen, ein Instrument zu spielen. Sie sagte mir den Namen, aber er war so kompliziert, dass ich ihn gleich wieder vergessen habe. Melton – nein, das soll ich nicht verraten, weil es ihm etwas peinlich ist. Was der Captain treibt, keine Ahnung. Mir macht

Backen Spaß. Ich dachte, dass du sicher auch gern etwas Kreatives anfangen möchtest.«

»Etwas Kreatives?«, echote Wenga, nachdem Reela immer schneller geredet hatte, ihn nun hoffnungsvoll anblickte und auf eine kluge Antwort wartete.

»Ist nicht alles besser, als ständig gegen einen ehemaligen Berufsspieler zu verlieren?«

»Alaya ist Berufsspieler?« *Das erklärt einiges.*

»War«, betonte Reela. »Er erzählte, dass er, bevor ihn das Raumcorps anheuerte, in einem Casino gearbeitet hatte. Nur im Casino als Croupier, Kartengeber und so, aber nicht als ... äh ...«

Eine leichte Röte überzog ihre Wangen, was Wenga einfach entzückend fand.

Reela wedelte mit der Hand. »Nimm doch ein Plätzchen!«

Wenga griff zu, während Reela den Faden wieder aufnahm.

»Ja, und wer glaubst du, hat ihm die ganzen Tricks beigebracht?«

Schnell schluckte Wenga herunter und wäre fast erstickt. Noch nie hatte er einen so trockenen Keks gegessen. Selbst die Sandkuchen, die seine kleine Nichte ihren Puppen und auch ihm servierte, wenn er zu Besuch kam und mit ihr spielte, mochten bekömmlicher und weniger trocken sein ...

»Keine Ahnung«, würgte er hervor und nahm einen großen Schluck heißen Kaffee. *Lieber den Schlund verbrannt, als dem Keks des Todes erlegen.*

»Niemand Geringeres als *dieser Ganner* Jason Knight. Da staunst du, was?«

Wenga nickte, froh, dass nicht wirklich eine Erwiderung notwendig war. Die hätte bloß aus Krümeln bestanden. Den nächsten Schluck nahm er vorsichtiger.

»Das ist wohl zehn Jahre her und war, bevor Knight seine Schmuggler-Karriere begann. Nachdem er Yeni eingearbeitet hatte, kündigte er, spielte um einen Frachter, gewann – und weg war er. Yeni blieb danach noch gut zwei Jahre auf der *St. Domina* und schlug sich weitere drei Jahre als Berufsspieler durch. Weil irgendwann niemand mehr gegen ihn antreten wollte und er Schulden hatte, kam er zum Corps. Hast du das nicht gewusst?«

»Er hat auf der *St. Domina* gearbeitet?« Wenga stellte die Tasse auf den Tisch. »Also darum wurde er von den Mädchen begrüßt wie ein alter Freund. Und ich hatte gedacht –«

»Mädchen?«, unterbrach ihn Reela, plötzlich mit Eis in der Stimme. »Was denn für Mädchen? Warst du etwa auch einmal an Bord dieses ... Sündenpfuhls?«

Mit einem Mal brachte eine andere Hitze Wenga zum Schwitzen. Er hatte genau das Falsche gesagt.

»Nur dienstlich«, versuchte er, den Schaden zu begrenzen. »Ist schon eine Weile her. Ich glaube, du hattest damals Urlaub. Uns erreichte ein Funkpruch von der *St. Domina*, dass ein Gast mit einer ansteckenden Krankheit isoliert wurde, den man mit den bordeigenen Mitteln nicht heilen konnte. Wie sich herausstellte, war es ein ... ah ... gängiges ... Leiden, doch der Erreger war mutiert. Wir haben den Mann an Bord genommen und in die nächste Klinik, auf St. Salusa, gebracht. Das war alles.«

»Wirklich *alles*? Du sagtest, da waren *Mädchen* ...«

Noch nie war Wenga so dankbar für das Heulen des Alarms gewesen, der genau in diesem Moment aufbrandete. Er schoss vom Stuhl hoch.

»Wir müssen in die Zentrale. Bestimmt ein Notruf.«

Reela eilte ihm nach. »Was war mit –«

»Mädchen, Männer«, rief Wenga über die Schulter, »Zwitter. Alles Mögliche gibt es dort. Besser, du fragst Alaya, wenn dich das interessiert. Ich habe bloß meinen Job erledigt.«

Als eine Antwort ausblieb, war Wenga ganz stolz auf sich. Er hatte sich nicht erneut in selbst ausgelegten Fußangeln verfangen, jeglichen Verdacht hoffentlich zerstreut – und den *Kekschen des Todes* war er ebenso entkommen wie den Vorschlägen, welches kreative Hobby für ihn das richtige wäre. Es gab einfach Dinge, über die ein Mann nicht sprach. Erst recht nicht mit der Frau, deren Herz er erobern wollte. Und es war unwahrscheinlich, dass die *Phoenix* in absehbarer Zeit die Bahn der *St. Domina* kreuzen würde. Ansonsten blieb nur, giftige Pilze zu essen, um von Reela in der Krankenstation gepflegt zu werden ...



Kroil Wenga blieb in der Nähe des Schotts stehen, um sich sogleich in den Maschinenraum begeben zu können, wenn die kurze Besprechung vorbei war.

Commander Dane Hellerman, der Kapitän der *Phoenix*, stand neben seinem Sitz, die Hand auf der Lehne, während er seinen Blick über die Crew schweifen ließ. Er war hochgewachsen, fast schon hager und trug das rote Haar als Bürstenschnitt. Seine hellblauen, durchdringenden Augen fixierten kurz jeden der Anwesenden.

Yeni Alaya saß vor der Steuerung, hatte seinen Sessel jedoch in Richtung Hellerman gedreht und sah ihn gespannt an. Aus seiner Hosentasche lugte

das Papier eines Schokoriegels. Ein anderes lag zusammengeknüllt auf einer Konsole. Der Alarm hatte ihn offenbar beim Naschen gestört.

Reela Coy hatte sich zu den anderen Ärzten – Laini Singer und Melton Carlyle – gesellt.

Sie alle waren ein eingespieltes Team, und jeder von ihnen verfügte über ein zweites nützliches Spezialgebiet, sodass sie sich für diese Posten qualifiziert hatten: Sie waren nicht nur Piloten, Ingenieure oder Ärzte, sondern auch Bergungsspezialisten.

»Ihre Reaktionszeit ist erfreulich kurz«, stellte Hellerman nüchtern fest. »Wäre das ein Probealarm gewesen, hätten Sie sich großes Lob verdient – aber der Alarm ist leider echt, und wir befinden uns bereits auf dem Weg zu den Koordinaten, die der Computer anhand des Funkspruchs ermittelt hat. Bitte begeben Sie sich nach der Besprechung an Ihre Plätze und bereiten Sie sich auf einen Außeneinsatz vor.«

»Wo geht es hin, Commander?«, erkundigte sich Alaya.

Mit einem Stirnrunzeln hatte er die Daten zur Kenntnis genommen und den Holoprojektor aktiviert, der jenen Ausschnitt der Galaxis zeigte, der ihr Ziel war. Seiner Miene war anzusehen, dass er einen Verdacht hatte und darüber wenig glücklich war.

Wenga konnte mit der Abbildung nichts anfangen. Er war Ingenieur und Fachmann für komplizierte Bergungen; seine Kenntnisse als Pilot beschränkten sich darauf, dass er ein Schiff zum nächsten Landeplatz fliegen oder es an einer Station respektive einem anderen Raumer andocken konnte. Alayas Verhalten ließen alle Alarmsirenen in ihm schrillen.

Die Ärzte schienen ebenfalls keine Ahnung zu haben.

Hellerman wechselte einen Blick mit Alaya. »Sagen Sie es uns.«

»Sperrgebiet?«

»Richtig.«

Alaya schluckte. »Das Gamorra-System.«

»Nie gehört«, sagte Wenga.

Carlyle zuckte mit den Schultern. Er war ein ruhiger, leicht untersetzter Mann, dessen blondes Haar sich bereits lichtete. Auffallend dunkelgrüne Augen zogen jeden Blick auf sich.

Laini und Reela betrachteten neugierig die Projektion, die ein System mit drei Sonnen zeigte: einen Blauen Riesen vom B-Typ, dessen Schwerefeld eine hellgelbe G-Sonne und eine kleine rote K-Sonne, einen Braunen Zwerg, eingefangen hatte. Sie stabilisierten gegenseitig ihre konzentrischen Bahnen. Allein die gelbe Sonne wurde von vier Planeten umlaufen. Der dritte war bewohnbar und verfügte über zwei Monde. Man hatte die Sonnen



und Planeten – wie so oft, wenn es keine Siedler gab – der Einfachheit halber Gamorrha B, G und K getauft, die Planeten durchnummeriert und den Monden die Bezeichnung IIIa und IIIb verpasst. Falls Eingeborene entdeckt wurden, zu denen sich der Kontakt herstellen ließ, übernahm man gern die Eigennamen für die Sonnen, Planeten und Monde.

»Was wissen Sie darüber?« Hellerman sprach immer noch mit Alaya.

»Nichts. Habe bloß ab und zu Gerüchte aufgeschnappt.«

»Welche Gerüchte?«

»Dass Gamorrha III gefährlich sei und noch nie jemand lebend oder gesund von dort zurückkehrte. Darum ist das System als Sperrzone ausgewiesen und das Betreten der Welt verboten. In den Datenbanken finden sich darüber hinaus keine näheren Informationen.«

»Korrekt, Mr. Alaya.«

Wenga kam sich vor wie in der Schule. Hellerman fragte stets den Wissensstand seiner Crew in Lehrermanier ab, bevor er die relevanten Informationen preisgab, über die nur er verfügte. *Wie energierend!*

»Trotzdem hat irgendein Idiot das Gesetz gebrochen, und wir sollen seinen Arsch retten«, ahnte Carlyle.

»Auch das ist richtig«, sagte Hellerman. »Vermutlich eine Gruppe Idioten.«

»Aber was veranlasst jemanden, eine Welt anzufliegen, die einen solchen Ruf hat?«, wollte Laini Singer wissen und strich den Pony ihrer kurzen, rotbraunen Haare aus den graublauen Augen.

»Die Aussicht auf wertvolle Bodenschätze, Tierhäute, Pflanzen und andere exotische Dinge, für die Unternehmen und private Sammler auf dem Schwarzmarkt ein Heidengeld zahlen«, erklärte Wenga. »Ich vermute, das Raumcorps verfügt über geheime Dateien, die uns mehr über Gamorrha III verraten. Anderenfalls befürchte ich, dass die Mission zum Desaster werden könnte.«

Bevor Hellerman darauf antworten konnte, fauchte Reela Coy: »Sir, müssen wir wirklich auf den Funkspruch reagieren? Wer ihn geschickt hat, ist zweifellos ein Verbrecher, der seine Notlage selbst verschuldet hat. Retten wir ihn, können wir uns nicht um Personen kümmern, die unsere Hilfe viel dringender brauchen – und sie auch verdient haben.«

Dass sie an die Crew der *St. Domina* dachte, obwohl sie von dem unbekanntem Hilfesuchenden sprach, war Wenga klar. Verlegen trat er auf der Stelle.

Glücklicherweise sprang Hellerman ein, der nichts von dem unglücklichen Gespräch der beiden wusste: »Es steht uns nicht zu, darüber zu ent-

scheiden, welche Notleidenden wir retten oder nicht – oder wem eine Rettung mehr zusteht. Sobald uns ein Funkspruch erreicht, gehen wir ihm nach. Das ist unsere Aufgabe. Außerdem haben wir keine Ahnung, aus welchen Gründen die Betroffenen in diese Situation gerieten. Erreichen uns gleichzeitig mehrere Signale, müssen wir abwägen, wo wir besonders viel bewirken können, und das ist – glauben Sie mir, Dr. Coy! – in der Regel keine einfache Wahl.«

Die Ärztin schluckte die Rüge kommentarlos und sandte lediglich einen flammenden Blick in Wengas Richtung.

»Nun«, fuhr Hellerman fort, »uns erreichte ein Hilferuf. Andere Anfragen liegen nicht vor. Wir fliegen das Gamorrha-System an und sehen nach, was dort passiert ist. Wie Mr. Wenga bereits anmerkte, existieren tatsächlich gesicherte Daten über unser Ziel. Ich habe die Informationen freigegeben und bitte Sie, diese aufmerksam zu lesen.«

Die Crewmitglieder wandten sich den nächsten Monitoren zu.

Es war noch weniger, als Wenga befürchtet hatte.

Gamorrha III war eine Dschungelwelt mit einem relativ ausgewogenen Land-Wasser-Verhältnis und einer Schwerkraft etwas unterhalb der Norm. Ein Tag war gut 31 Stunden lang. Wegen der drei Sonnen wurde es nie richtig dunkel. Der Planet umrundete die G-Sonne in knapp 270 Tagen. Ausgeprägte Jahreszeiten gab es keine. Es existierte eine humanoide Spezies, die sich Falanges nannte. Sie hatten ein steinzeitliches Niveau erreicht und lebten als Jäger und Sammler in Sippenverbänden. Über Flora und Fauna war nichts Näheres bekannt, doch galt sie als aggressiv.

*Dürftig*, fand Wenga. »Ist das wirklich alles? Wenn jemand diese Informationen hatte liefern können, dann müssten doch weitere Details vorliegen.«

»Jeder, der auf Gamorrha III war, kam dort um oder wurde verrückt«, erwiderte Hellerman trocken. »Infolgedessen sind die Berichte tatsächlich sehr spärlich, widersprüchlich oder völlig ungläubwürdig.«

»Jeder ist gestorben oder hat den Verstand verloren?«, hauchte Laini Singer. »Und da sollen *wir* hin?«

»Erst vor Ort entscheiden wir, ob auf Gamorrha III, natürlich unter Berücksichtigung sämtlicher Sicherheitsvorkehrungen, tatsächlich gelandet werden muss.« Hellerman klang geduldig, aber es war ihm anzumerken, dass er erwartet hatte, die Crew würde die entsprechenden Schlussfolgerungen selber ziehen. »Wahrscheinlich müssen wir lediglich die Besatzung eines Raumers bergen.«

»Gibt es Unterlagen darüber, wer seit seiner Entdeckung auf dem Planeten war und überlebt hat?«, erkundigte sich Carlyle.

Hellerman zögerte.

Ja, dachte Wenga und setzte nach: »Um wen handelt es sich?«

Ein unergründlicher Blick Hellermans traf ihn. »Sie kennen ihn.«

In der plötzlich herrschenden Stille hätte man eine fallende Stecknadel aufschlagen hören können.

»Der ehemalige Septimus der Konföderation Anitalle: Junius Cornelius.«



Der Terminplan für den bevorstehenden Tag rang Junius Cornelius einen tiefen Seufzer ab. Es gab Tage, die relativ angenehm verliefen, und solche, an denen die schrecklichsten Diplomaten – wie er fand – einen Termin bei Pakcheon wünschten. Seit er als Berater des vizianischen Gesandten fungierte, wusste er die Arbeit, die persönliche Sekretäre leisteten – einst auch für ihn geleistet hatten, als er noch den Rang eines Septimus innegehabt hatte –, umso mehr zu schätzen.

Cornelius' Aufgabe bestand in erster Linie darin, Pakcheon über die Personen zu informieren, die ein Gespräch erbat. Da die Vizianer erst vor zwei Jahren ihre selbst gewählte Isolation aufgegeben hatten, waren sie mit den politischen Begebenheiten innerhalb der Galaxis so gut wie gar nicht vertraut. Tatsächlich waren sie an diesen auch nicht interessiert. Nichteinmischung lautete die oberste Devise – und vor allem kein Technologietransfer, der eine Kettenreaktion auslösen würde, wenn ein Reich befürchten musste, von einem anderen aufgrund vizianischer Hilfeleistungen annektiert zu werden.

Pakcheon weilte als ständiger vizianischer Botschafter auf *Vortex Outpost* und sah sich als reiner Beobachter. Er fand es äußerst faszinierend, die vielen Wesen zu studieren, die die Station besuchten. *So wie andere Raummarken sammelt er Daten*, vermutete Cornelius. Womöglich waren sie alle in Pakcheons Augen so unterhaltsam wie ein Aquarium voller Nexxies. Und standen auf einer vergleichbaren Entwicklungsstufe, verglichen mit den Vizianern.

Obwohl Pakcheon freundlich und unverbindlich blieb, niemals Zusagen machte oder gar Verträge unterschrieb, standen die Repräsentanten der verschiedenen Völker Schlange an seiner Tür. Jeder hoffte, etwas anbieten zu können, das möglicherweise eine Meinungsänderung bewirkte; und selbst wer genau wusste, dass es keinerlei geheime Absprachen geben würde, wollte wenigstens einen Blick auf den attraktiven Vizianer werfen und eine Prise seiner berüchtigten Pheromone inhalieren – wollte herausfinden, ob sie wirklich ... *so wirkten*, wie behauptet wurde.

Man konnte es eigentlich nur als einen gemeinen Streich des Schicksals bezeichnen, dass ausgerechnet die xenophoben und soziophoben Vizianer Pheromone produzierten, die sie unwiderstehlich machten für nahezu jede Spezies. So mancher Empfang artete für Pakcheon daher zu einem Spießrutenlauf aus, da Männer und Frauen jeglicher Art und jeglichen Alters sich um ihn scharten, ihn zu berühren versuchten.

Cornelius' Präsenz hielt die meisten auf Distanz, da die Gerüchte um ihrer beider Beziehung nicht verstummen mochten und Pakcheon weder dementierte noch bestätigte, sehr zu Cornelius' Verdruss. Nicht dass es etwas zu bestätigen gegeben hätte, schon gar nicht in letzter Zeit, nachdem ein Pflanzenwesen bestrebt gewesen war, Pakcheon zu Vermehrungszwecken zu benutzen und ihn nebenbei zu verspeisen. Seither war der Vizianer noch vorsichtiger geworden und hatte sogar das spielerische Flirten mit Cornelius aufgegeben.

Eigentlich hätte Cornelius darüber erleichtert sein müssen, schließlich war er ausschließlich an Frauen interessiert, aber ... ihrer Freundschaft fehlte etwas. Und ob es jemals wieder so sein würde wie zuvor ...

Er schob die bedrückenden Gedanken zur Seite und konzentrierte sich auf den Namen des ersten Besuchers.

Wawa Guarani vertrat die Xavanthische Liga, ein kleines Sternenreich, das sich mit einigen anderen zusammengetan hatte, um nicht in den Konflikten der größeren Nachbarn, der Heineken-Allianz und dem Trimaran-Imperium, aufgerieben zu werden. Cornelius war ihr erst einmal begegnet, zu kurz, als dass er sich ein konkretes Bild von ihr hätte machen können.

Die Xavanthische Liga setzte sich aus sieben besiedelten Systemen zusammen, die weniger als zwanzig Lichtjahre von der Sonne Xavan und der Hauptwelt Nedoba entfernt waren. Regiert wurde die Liga von einem Senat, der von jeweils drei Vertretern aller Welten gebildet wurde, die durch Mehrheitsbeschlüsse über die innen- und außenpolitischen Belange entschieden.

Den Systemen kam keinerlei strategische Bedeutung zu, abgesehen davon, dass sie sich am Rand der Interessensphären der Heineken-Allianz und des Trimaran-Imperiums befanden. Der Abbau von Rohstoffen diente fast ausschließlich der heimischen Industrie. Wichtigste Handelsgüter waren verschiedene Getreidesorten.

Vier Systeme verfügten über klimatisch begünstigte Farmplaneten, die das ganze Jahr über reiche Erträge lieferten. Die Überschüsse wurden vorzugsweise gegen Maschinen, Arzneimittel und diverse Luxusprodukte getauscht.

Nach Ende der Wanderlustseuche, die zwei der Xavanthischen Welten gestreift hatte, waren viele Lebensmittelrationen von der Liga zur Verfügung gestellt und zu Planeten geschafft worden, die dringenden Bedarf hatten. Auf diese Weise hatten sie sich die Freundschaft von mehreren Völkern gesichert.

Cornelius hatte bereits vor einigen Tagen ein Dossier über die Xavanthische Liga und ihre Botschafterin verfasst. Die Informationen stammten größtenteils aus der Datenbank von *Vortex Outpost* und waren von ihm ergänzt und kommentiert worden. Auf heikle Gesprächspartner wies Cornelius Pakcheon bereits am Vortag hin.

Über die weniger komplizierten Fälle setzte er den Freund unmittelbar vor dem Treffen in Kenntnis. Da Pakcheon über ein fotografisches Gedächtnis verfügte, genügte ihm das als Vorbereitung.

Cornelius schickte die Datei, die er aufgerufen und ein letztes Mal überprüft hatte, an Pakcheon. Einen Augenblick später meldete die Automatik Wawa Guarani. Überpünktlich.

Cornelius schloss die Datei, erhob sich und öffnete das Schott persönlich. Er verneigte sich leicht.

»Botschafterin Guarani.«

»Mr. Cornelius.«

Wawa Guarani war eine hochgewachsene Frau, fast so groß wie Cornelius, vollschlank und mit einem Teint, der die Farbe von Milchkaffee hatte. Ihr dichtes, schwarzes Haar verbarg sie unter einer turmartigen Haube, der *Habac*. Die traditionelle Kopfbedeckung bestand aus einem kunstvoll gefälten und drapierten Stoff von violetter Farbe mit einem dezenten Fischgrätmuster. Dieses fand sich auch an den Säumen ihres fließenden Gewandes, das seine Schlichtheit durch den Faltenwurf wettmachte, der ihm im Wechsel mattblaue und türkis schimmernde Bahnen verlieh. Lange, silberne Ohrhänger und drei schwere Silberringe an der linken Hand waren die einzigen Schmuckstücke. Cornelius fand die Botschafterin sehr elegant.

Er lächelte sie an. »Pakcheon wird Sie gleich empfangen.«

»Ich bin nicht in Eile.« Wawa Guarani lächelte zurück. »Es wäre mir eine große Freude, mit Ihnen ein wenig zu plaudern. Darum bin ich einige Minuten früher gekommen.«

»Natürlich.« Cornelius führte Wawa Guarani zu der kleinen Sitzgruppe hinüber und bat sie, Platz zu nehmen. »Darf ich Ihnen etwas anbieten? Tee, Kaffee ...«

»Danke, nein.«

Erst jetzt ließ sich Cornelius in den Sessel ihr gegenüber sinken und war-

tete, dass sie ihm ihr Anliegen mitteilte – falls sie nicht bloß ein wenig Small Talk im Sinn hatte.

Seit er nicht mehr der Septimus der Konföderation Anitalle war, hatte sich das Verhalten der meisten seiner einstigen Kollegen ihm gegenüber drastisch geändert. Die einen, denen er von jeher ein Dorn im Auge gewesen war oder die keinen Nutzen darin sahen, weiterhin den freundlichen Kontakt zu pflegen, ignorierten ihn oder machten keinen Hehl daraus, dass sie Cornelius für Pakcheons Betthäschen hielten. Die anderen, die ihn geachtet hatten oder davon ausgingen, dass er immer noch über einen nicht zu unterschätzenden Einfluss verfügte, gaben sich ihm gegenüber unverändert.

»Ich hatte noch keine Gelegenheit«, begann Wawa Guarani, »mich bei Ihnen für Ihre Hilfe und vor allem für Ihre Diskretion zu bedanken. Als Sie mir die gestohlenen Unterlagen zukommen ließen, war ich zu verblüfft, um angemessen reagieren zu können. Sie ahnen gar nicht, welch unschätzbaren Dienst Sie der Xavanthischen Liga geleistet haben.«

Cornelius blickte ihr voller Ernst in die dunkelbraunen Augen. »Ich habe lediglich getan, was, wie ich meine, das Richtige war. Dafür müssen Sie mir nicht danken.«

Unbeirrt fuhr die Botschafterin fort: »Wären die Dokumente in die falschen Hände gelangt, hätte das die Situation für uns und für unsere Verbündeten noch schwieriger gemacht. Sie haben etwas gut bei mir – und das ist nicht nur so dahergesagt. Mir ist klar, dass Sie sehr vorsichtig sein müssen, in Ihrer jetzigen Situation mehr denn je, aber es gibt viele, die bedauern, dass Sie nicht länger die Konföderation Anitalle vertreten.«

»Sie sind sehr freundlich, Botschafterin –«

»Wawa. Meine Freunde nennen mich Wawa. Es wäre mir eine Ehre, Sie zu meinen Freunden zählen zu dürfen. Auch das ist kein leeres Gerede. Und natürlich müssen Sie nicht befürchten, dass meine Freundschaft von Gefälligkeiten abhängig ist.« Sie beugte sich ein wenig vor. »Ich trenne immer Privates vom Beruflichen.«

Bevor Cornelius etwas erwidern konnte, öffnete sich mit einem leisen Zischen das Schott zu Pakcheons Büro. Das telepathische Äquivalent eines Räusporns war zu hören.

Gleichzeitig intensivierte sich der allgegenwärtige Duft nach Sandelholz und Patschuli.

Wawa Guarani nickte Cornelius zu und stand auf, um Pakcheon zu begrüßen.

Das linke Auge des Vizianers zuckte leicht; ein untrügliches Zeichen, er war angespannt. Offenbar gefiel ihm nicht, was er gesehen und gehört hatte.

Die Tür schloss sich summend hinter den beiden.

Cornelius lehnte sich zurück und schloss für einen Moment die Augen. Obwohl er geglaubt hatte, sich an die Pheromone seines Freundes gewöhnt zu haben, musste er sich eingestehen, dass dies nicht der Fall war. Er war lediglich besser auf ihre Wirkung vorbereitet als andere.

Er erhob sich und kehrte an den Schreibtisch zurück, öffnete die Datei, fuhr aber nicht gleich mit seiner Arbeit fort. Versonnen betrachtete er das Foto von Wawa.

*Wow!*, dachte er. *Eine tolle Frau.*

In Cornelius' Leben hatte es viele Frauen gegeben. Affären, nichts Ernstes. Jeder hatte seinen Spaß gehabt, und als kleines Extra war ihm so manche wichtige Information zugeflüstert worden. Seit er Pakcheon begegnet war, führte er jedoch, ohne selbst so recht zu wissen, wieso, beinahe ein so keusches Leben wie ein Eunuch im *Kloster der hingabevollen Asketen zu Ru'rards Ehren*. Lag es daran, dass er sich nie sicher sein konnte, ob man ihn um seiner selbst willen oder nur aufgrund von Pakcheons Pheromonen, die an ihm hafteten, begehrte? Wegen seiner Freundschaft zu Pakcheon, an den man über Cornelius' Bett zu gelangen hoffte?

Oder war es die Freundschaft zu Pakcheon, zu seinem *Bruder im Geist*, selbst ...?

Diese Frage hatte Cornelius immer verdrängt. Nach wie vor wollte er sie nicht beantworten.

Aber ... er war ein Mann. Mit ganz normalen Bedürfnissen. Die er viel zu lange unterdrückt hatte.

Wawa war schön und stolz. Sie hatte nicht versucht, mit ihm zu flirten. Das gefiel ihm.

*Sie* gefiel ihm.

Und der violette *Habac* hatte verraten, dass sie eine Witwe und infolgedessen frei war.



Nach dem Abendessen nahmen sich Cornelius und Pakcheon stets eine Stunde, um die Ereignisse des Tages und die Termine, die als nächste anstanden, zu besprechen.

Diesmal hatte es keine besonderen Vorkommnisse gegeben. Die Treffen mit knapp einem Dutzend Diplomaten waren Routine gewesen. Auch für morgen gab es keine Unterredung, die Probleme mit sich bringen mochte – von einem Meeting abgesehen. Allerdings konnte Cornelius dieses Gesuch

nicht länger von Pakcheon fernhalten, so gern er dem Freund jenen Besucher erspart hätte.

Die Stimmung zwischen ihnen, die stets locker, manchmal mit knisterner Erotik aufgeladen war, wies mit einem Mal eine Spannung auf, die Cornelius als unangenehm empfand. Die ... frustrierende Distanziertheit seit der Sache mit dem Botschafter von Za'dakh war verständlich, nicht aber ...

*Was?*

»Was ist los, Pakcheon?«, formulierte Cornelius akustisch, was ihm auf der Seele lag.

Der Telepath musterte ihn nachdenklich, wobei er leicht das linke Auge zusammenkniff. »Das möchte ich von Ihnen wissen.«

»Wir kommen nicht weiter, wenn Sie meine Frage mit einer Gegenfrage beantworten.«

»Wir kommen auch nicht weiter, wenn Sie einer Antwort ausweichen.«

»Ich habe zuerst gefragt – und Sie sind zuerst ausgewichen.«

Pakcheon seufzte. »Na, schön. Dann verraten Sie mir bitte, aus welchem Grund ich seit drei Tagen bloß noch *Botschafterinnen* empfangen.«

»Nur Botschafterinnen?«, echote Cornelius. »Wirklich? Wenn dem so ist, dann ist das reiner Zufall.«

Still schob Pakcheon das Memo-Pad mit dem Kalender über den Tisch.

Cornelius studierte die Einträge.

Es waren tatsächlich nur weibliche Besucher vorgelassen worden.

Von ihm.

Und es war ihm nicht aufgefallen. Schon gar nicht geplant gewesen.

Kurios!

»Ich bin wirklich froh«, sagte Pakcheon, »dass sie versuchen, meine Begegnungen mit unangenehmen Zeitgenossen auf ein Minimum zu reduzieren, aber *das* geht über einen solchen Freundschaftsdienst hinaus. Und da ich bezweifle, dass Sie mich von den Vorzügen nicht-vizianischer Frauen überzeugen wollen, kann ich mich bloß wundern: Was soll das?«

»Ich habe das nicht ... absichtlich getan«, stammelte Cornelius. »Ich kann diesen ... Zufall nicht erklären.«

»Sie sind enttäuscht von mir«, stellte Pakcheon fest und mied seinen Blick. »Weil ich mich zurückgezogen habe –«

»Das ist doch Unsinn«, unterbrach Cornelius ihn. »Sie müssen, was Sie erlebt haben, verarbeiten. Das braucht Zeit. Aber das eine hat nichts mit dem anderen zu tun. Auch dass ich mich für Frauen – und nicht für Männer! – interessiere, spielt keine Rolle. Es war wirklich reiner Zufall.« Er verstummt. *Ich rede Unsinn.*



Pakcheons Miene verfinsterte sich. »Haben Sie vergessen, dass ich Ihre Emotionen spüre?«

»Sie haben kein Recht, meine Gedanken zu lesen.«

»Das brauche ich nicht. Das *habe* ich auch nicht. Ich spüre es, wenn *meinen Bruder im Geist* ... starke Gefühle bewegen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sagen Sie es mir. Ich dringe nicht ohne Aufforderung in die Gedanken anderer ein.«

Es entstand eine kurze Pause.

»Sie sind wütend, seit Botschafterin Guarani bei Ihnen war.« Cornelius zuckte mit den Schultern. »Darf ich nicht einmal mehr mit einer Frau sprechen? Und ist es mir verboten, eine Frau schön zu finden? Sind Sie deshalb verärgert? Dass Sie mir nicht geben können, was ich mir wünsche?« Kaum hatte er die heftigen Worte ausgesprochen, tat es ihm leid.

Pakcheon erhob sich. »Ich gehe zu Bett. Morgen treffe ich sechs *Frauen*. Das wird ein harter Tag.«

»Pakcheon ...«

»Gute Nacht!« Seine geistige Stimme klirrte vor Eis.

Eine Weile blieb Cornelius im Aufenthaltsraum der Suite sitzen, wütend auf Pakcheon, der das Gespräch einfach abgebrochen hatte, mehr aber noch auf sich selbst, weil er Dinge gesagt hatte, die er gar nicht so meinte. Mehrmals ließ er die Unterhaltung Revue passieren. Er begriff nicht, warum er seinen Freund so vor den Kopf gestoßen hatte. Und weshalb dieser nicht bereit gewesen war, den Zufall als Erklärung zu akzeptieren.

Leider stimmte es: Nur Botschafterinnen hatten in letzter Zeit einen der begehrten Termine erhalten. *Wieso habe ich das getan?* Cornelius musste unbedingt die anderen Anfragen durchsehen, wer sonst noch um eine Unterredung gebeten hatte. *Waren es bloß Leute gewesen, die Pakcheon den letzten Nerv geraubt hätten? Oder ...?* Dass er manipuliert worden war, konnte er sich nicht vorstellen.

Und was seine Emotionen betraf, nun, er war auf einige Flirt-Versuche eingegangen, aber sonst war nicht passiert.

Obwohl er sich in einigen Fällen mehr ausgemalt hatte.

...

*Starke Emotionen.*

...

*Scheiße!*



Der schwierige Fall war buchstäblich eingetreten: Day Yaleste, Botschafterin des kleinen Imperiums Lansta.

Weder Cornelius noch Pakcheon brachten der intriganten Diplomatin, die keinerlei Skrupel kannte, andere Reiche gegeneinander auszuspielen, selbst wenn für Lansta kein Vorteil dabei heraussprang, Sympathien entgegen. Auch im Reigen der anderen Mächte stand der Verbund isoliert da und profitierte hauptsächlich von den Querelen, die zwischen den übrigen Imperien herrschten.

Die Gesandte war groß und extrem fettleibig, was selbst ihr locker sitzender, unförmiger Anzug nicht verbergen konnte. Das kurze, mausbraune Haar und der Bartansatz ließen viele auf den ersten Blick hin glauben, ein Mann stünde ihnen gegenüber, aber die glockenhelle Stimme, die überhaupt nicht zu ihrer Erscheinung passen wollte, belehrte jeden eines Besseren. Ihre riesigen Füße, die in Stiefeln mit Plateausohlen steckten, deren Grün sich mit dem Orange ihres Hosenanzugs biss, ließen bei jedem Schritt den Boden vibrieren.

*Bei Sondergrößen darf man wohl nicht wählerisch sein ...*

Cornelius konnte gerade noch seinen Stift auffangen, der aufgrund der Schwingungen beinahe vom Schreibtisch gekullert wäre. Alle anderen Utensilien hatten sich um drei oder vier Millimeter zur Seite bewegt.

Einen Seufzer unterdrückend erhob er sich. Day Yaleste das Schott persönlich zu öffnen, wäre in seinen Augen zu viel der Ehre gewesen. Allerdings war er zu sehr Profi, um sich seine Abneigung anmerken zu lassen.

»Botschafterin Yaleste.«

Sie musterte ihn aus winzigen, grüngrauen Äuglein, die fast komplett zwischen enormen Speckwülsten verschwanden. Ihr teigiges, gelblich-blasses Gesicht verzog sich zu einer Miene, der deutlich abzulesen war, dass sie Cornelius für einen gescheiterten Emporkömmling und ein lästiges Hindernis zwischen ihr und Pakcheon hielt. Sie schnaubte.

»Ich habe einen Termin«, sagte sie barsch.

»Pakcheon wird Ihnen in wenigen Minuten zur Verfügung stehen«, erwiderte Cornelius und deutete in Richtung der Sitzmöbel. »Wenn Sie bitte dort Platz nehmen wollen.« *Ohne einen der Sessel zu beschädigen.*

Während er dem Vizianer die Nachricht zukommen ließ, dass sein unangenehmer Gast eingetroffen war – das Dossier hatte Pakcheon schon am Vorabend gelesen –, begann die Botschafterin zu schimpfen, wie unhöflich es sei, sie warten zu lassen, dass es sich um eine Schikane von Cornelius handle und sie dafür sorgen würde, dass elende Speichellecker wie er dahin geschickt würden, wo sie hingehörten.

Cornelius ignorierte die Tirade und sandte Pakcheon eine zweite Nachricht: *Lassen Sie sie ruhig noch etwas schmoren, bis sie ihr Gift verspritzt hat.* Natürlich hätte er seine Empfehlung auch gedanklich formulieren können, aber er war sich nicht sicher, ob Pakcheon ihn hören wollte.

Schließlich hatte der Vizianer die Suite bereits verlassen gehabt, bevor Cornelius, der fast immer der Erste war, der aufstand, wach geworden war. Entweder hatte Pakcheon ihm Zeit geben wollen, sich über die Vorwürfe Gedanken zu machen, oder er war beleidigt und wollte erst später reden. Vermutlich beides.

Nach wie vor fand Cornelius keine Erklärung dafür, wieso die weiblichen Diplomaten begünstigt worden waren. Auch etliche Kollegen hatten um einen Termin gebeten, und es gab keine plausiblen Gründe, weshalb ihren Anfragen eine zweitrangige Behandlung zuteilgeworden war.

Dass Pakcheon dies auffallen würde, war kein Wunder. Trotzdem eine neue Distanziertheit zwischen ihnen herrschte, war er unverändert besitzergreifend und eifersüchtig. Aber was erwartete er? Cornelius hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass er Frauen mochte. Für seine ... vorübergehende Abstinenz ... gab es ... keine nachvollziehbare ... Begründung.

Es hatte sich einfach so ergeben.

Genauso wie die Terminverteilung.

Na, und?

Natürlich hätte er sich Pakcheon gegenüber versöhnlicher verhalten können. Stattdessen hatte ein Wort zum anderen geführt und eine unnötige Dissonanz heraufbeschworen. Dies bedauerte Cornelius. Umgekehrt hätte sich Pakcheon aber auch gesprächsbereit zeigen können, hatte jedoch die Flucht vorgezogen. Oder wie sollte man dieses Ausweichen sonst nennen?

Ein schrilles Kreischen riss ihn aus seinen Grübeleien.

»Ich rede mit Ihnen!«

Verwirrt blickte Cornelius auf.

Das Gesicht von Day Yaleste hatte eine purpurne Färbung angenommen und hing vor ihm wie eine Sonne, die sich aufblähte, bevor sie zur Nova wurde. »Sie hören mir überhaupt nicht zu, Sie ... Sie ...«

»Möchten Sie ein Glas Wasser?«

Die nüchterne Frage lieferte den berüchtigten Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Day Yaleste hievte ihre Massen auf den Schreibtisch, der erbärmlich ächzte. Etwas knirschte. Das unschuldige Memo-Pad? Sie beugte sich vor, zog Cornelius die Brille von der Nase und brachte ihr Gesicht noch näher an seines, sodass sich ihre Nasenspitzen beinahe berührten. Er konnte ihren

süßlichen Atem – ein zuckriger Softdrink und irgendein Knabberzeug mit Honig – riechen, der ihn fast würgen ließ.

»Sie sind eifersüchtig«, plärrte Day Yaleste so laut, dass es in Cornelius' Ohren klickte, »weil Sie ihm nicht geben können, was ihm nur eine Frau bieten kann.« Ihre mächtige Oberweite drohte, ihn zu ohrfeigen.

»Wie bitte?« Cornelius verstand absolut nicht, was gerade passierte.

»Muss ich erst *Sie* in mein Bett lassen, bevor ich mit Pakcheon sprechen darf? Sie begehren mich, nicht wahr? So wie alle Männer.«

...?

»Ist es ein *flotter Dreier*, den Sie wollen? Aber so leicht bin ich nicht zu haben. Insbesondere für einen wie Sie werde ich immer ein Traum bleiben.«

*Ein Albtraum.* Cornelius bemühte sich, seine überbordende Fantasie im Zaum zu halten, denn schon der Vorschlag an sich ließ ihn schaudern. Prompt erwachte sein Zorn. Spontan dachte er: *Warum gehen Sie nicht in die Kantine und fressen, bis Sie platzen, statt mich hier zu belästigen?*

Was auch immer Day Yaleste auf der Zunge gelegen hatte, sie schloss den Mund und rutschte schwerfällig vom Tisch, das zerbrochene Memo-Pad mit sich reißend. Cornelius' Brille entglitt ihren Fingern und fiel mit einem leisen Klirren auf den Boden.

»Ich gehe«, schnarrte die Botschafterin. »Ich habe Wichtigeres zu tun.«

Leise schloss sich das Schott hinter ihr.

Cornelius schlug die Hände vors Gesicht und versuchte, die aufsteigende Übelkeit zu unterdrücken. Am liebsten hätte er sich übergeben. *Widerlich! So widerlich!* Wobei er nicht wusste, ob er die Botschafterin meinte ... oder sich selbst.

Er ließ seine Hände erst sinken, als er eine Berührung an seiner Schulter spürte.

Pakcheon hielt ihm die Brille hin.

»Was haben Sie getan?«



Die *Phoenix* schwenkte in den Orbit um Gamorrha III. Was die Crew des Rettungskreuzers auf den Monitoren zu sehen bekam, entsprach exakt den Beschreibungen, die die Datenbank geliefert hatte.

Der automatische Notruf wurde nach wie vor gesendet, doch reagierte die Besatzung jenes Schiffes nicht auf Anfragen. Entweder funktionierte die Funkanlage nicht mehr richtig, die Leute waren zu krank, um zu antworten – oder etwas Schlimmeres war mit ihnen geschehen.

Kroil Wenga kannte den Spruch des Raumers bereits auswendig:

»Dies ist ein Notruf des Explorers *Yaunde* von der Xavanthischen Liga. Wer auch immer diesen Spruch empfängt, bitte helfen Sie uns. Unsere Koordinaten ...«

Kurz und ohne Informationen. Bestimmt hatte der Absender Zeit gehabt, das Problem näher zu beschreiben. Dass er darauf verzichtet hatte, wies darauf hin, dass der sogenannte Explorer bestimmt kein Forschungsraumer mit offiziellem Auftrag, sondern ein privat genutztes Schiff war, das auf Welten, die zu keinem Imperium gehörten, nach lukrativen Gütern suchte, bevor sich die offiziellen Stellen die Rechte sicherten, oder das verbotene Planeten anflieg, um ungeachtet der Risiken schnell hohe Profite erzielen zu können. Teils wurden diese Raumer von den jeweiligen Regierungen stillschweigend geduldet, weil die Forschungsflotte zu klein und man auf die Informationen der Privatleute angewiesen war, teils handelte es sich um Piraten, die ausschließlich in die eigene Tasche wirtschafteten.

Womit es die *Phoenix*-Crew zu tun bekam, war nicht ersichtlich. Es gab zwar auch ein Verzeichnis der gebräuchlichen Schiffstypen und -namen, aber die Datenbanken hinkten immer hinterher.

Als die *Yaunde* in Sichtweite kam, entpuppte sie sich als schwer bewaffneter Frachter von walzenförmiger Form. Er war knapp hundert Meter lang und hatte einen Durchmesser von sechzig Meter. Solche Raumer verfügten über vier Beiboote, die seitlich angeflanscht waren. Zwei davon fehlten. Die Crew bestand in der Regel aus zehn bis zwanzig Personen.

Wenga hatte die Beschreibung – auch wenn die *Yaunde* nicht erfasst war – sorgfältig gelesen, denn im Großen und Ganzen unterschieden sich die Schiffe desselben Typs kaum.

Da zwei Beiboote vermisst wurden, musste davon ausgegangen werden, dass sich ein Teil der Besatzung auf Gamorra III aufhielt. Natürlich hätten die Schiffe auch anderweitig verloren gehen können, aber die Wahrscheinlichkeit dafür war gering, da legale Forscher und Piraten gleichermaßen ihr Equipment immer zu ergänzen trachteten.

Zwei Schiffe auf Gamorra III. Das hieß: Wenigstens zwei, eher vier und mehr Crewmen fehlten auf dem Mutterschiff; man nahm für gewöhnlich einen Piloten und Kopiloten sowie, je nach Auftrag, einige Spezialisten an Bord.

Zurück blieb meist bloß eine Notbesetzung, die den Landungstrupps gegebenenfalls den Rücken freihält.

Die ausgesandten Sonden lieferten Bilder von der abgewandten Seite der *Yaunde*. Mutterschiff und Beiboot wiesen Risse in Höhe der Andockstellen

auf. Die Schäden sahen aus, als habe der Pilot des kleinen Raumers einen furchtbaren Navigationsfehler begangen und das Mutterschiff gerammt. Das Beiboot war nur provisorisch verankert; vermutlich waren Teile der Halterungen beschädigt.

Die Scanner zeigten die aktuellen Werte. In den beschädigten Bereichen war die Atmosphäre entwichen, doch die Sicherheitsschotte waren dicht und hielten die Luft in den restlichen Sektoren. Die Triebwerke und Lebenserhaltungsanlage schienen unbeschädigt. Die Biosignatur ließ auf Überlebende schließen.

Möglicherweise waren sie verletzt und in Panik von Gamorrha III geflohen, was das misslungene Andockmanöver erklärte. Wer sich an Bord des Mutterschiffs befand, war offenbar nicht in der Lage, auf den Funkspruch der *Phoenix* zu antworten. Vom Planeten selbst kamen keine Notrufe. Ob sich dort noch Mitglieder des Landungsteams aufhielten und auf Rettung warteten, würde sich hoffentlich an Bord der *Yaunde* aufklären lassen. Immerhin wurde nicht auf die sich nähernden Helfer geschossen ...

»Wer geht?«, erkundigte sich Wenga.

Hellerman blickte kurz in die Runde. »Sie, Alaya, Carlyle und Singer. Dr. Coy bereitet alles für die Aufnahme mehrerer Patienten vor.«

Seit Wenga und Reela Coy mehr als nur Kameraden waren, achtete Hellerman darauf, die beiden in Einsätzen zu trennen, da er befürchtete, dass die persönlichen Gefühle Einfluss auf ihr Handeln hätten. Wenga hatte für diese Sorge Verständnis, fragte sich aber insgeheim, wie Captain Roderick Sentenza und seine Frau Sonja DiMersi von der *Ikarus* oder andere Paare das handhabten.

Wenga nickte. »In Ordnung. Die *Phoenix I* ist startbereit, Sir.«

Yeni Alaya warf das Papier seines Riegels in den Müllwandler und gab den Pilotensitz an Hellerman ab, bevor er sich zusammen mit den beiden Ärzten Wenga anschloss. An Bord des Beiboots streiften sich alle bis auf Alaya, der im Schiff bleiben würde, Raumanzüge über. Während Melton Carlyle und Laini Singer die medizinische Ausrüstung kontrollierten, schulterte Wenga einen Schneidbrenner und die Kartusche mit Dichtungsmasse. Nach kurzem Überlegen schob er außerdem eine Kombiwaffe, die wahlweise als Stunner oder Strahler eingesetzt werden konnte, in den Gürtel und hängte sich ein Strahlengewehr über die andere Schulter.

»Wer weiß, was uns erwartet«, sagte er, wissend, wie martialisch er aussah, als er Carlyles hochgezogene Braue bemerkte.

Zwei Medroboter sollten die Gruppe unterstützen. Über Alaya würden sie Kontakt zum Mutterschiff halten.



Die neue *Phoenix I* – ihr Vorgänger war über Tuman abgestürzt – dockte an der freien Stelle auf der unbeschädigten Seite der *Yaunde* an. Problemlos ließ sich die Schleuse von außen öffnen. Nachdem der Druckausgleich hergestellt war, entriegelte sich das Innenschott. Im selben Moment schaltete sich die Beleuchtung des Korridors ein. Es war üblich, Bereiche, in denen sich niemand aufhielt, zu verdunkeln, um Energie zu sparen. Sobald die Sensoren eine Person registrierten, glommen die Leuchtkörper auf.

»Die Atemluft ist einwandfrei«, las Kroil Wenga von seinem Messgerät ab. »Wir können die Helme öffnen.«

Die Ärzte folgten seinem Beispiel. Es roch leicht nach Plastik, Metall und Öl – der typische Geruch in einem Raumschiff.

»Wir bleiben zusammen und schauen uns zuerst die Zentrale an«, bestimmte Wenga. »Ich habe mir die Baupläne dieser Schiffsreihe angesehen. Hier müssen wir entlang.« Er wies nach links. »Seien Sie bitte wachsam. Es gefällt mir überhaupt nicht, dass bislang keiner auf unser Andockmanöver reagiert hat. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die gesamte Kommunikation ausgefallen ist.«

»Ist sie auch nicht«, erwiderte Carlyle, der noch in der Schleuse stand und gerade die Hand von der Tastatur des Bordcom zurückzog. »Aber es meldet sich niemand.«

»Wäre es möglich«, fragte Laini Singer sichtlich beklommen, »dass das Landungsteam auf Gamorra III etwas an Bord genommen hat, beispielsweise ein Tier, das sich befreien und die Crew töten konnte? Die Scanner registrieren Leben, aber das könnte alles Erdenkliche sein. Dass keiner antwortet oder kommt, um uns zu begrüßen, finde ich sehr seltsam.«

»Wir befinden uns auf einer Rettungsmission – und nicht in einem billigen Horror-Holofilm«, warf Carlyle ein, doch auch er wirkte beunruhigt.

»Wir sollten mit allem rechnen«, sagte Wenga und ließ das Strahlengewehr in die Armbeuge gleiten. »Ich gehe vor. Dr. Singer, Sie bleiben zwischen den Robotern. Dr. Carlyle, Sie sichern nach hinten. Halten Sie beide Ihre Stunner bereit.«

Ohne ein weiteres Wort setzte sich die Gruppe in Bewegung. Außer ihren eigenen Schritten und dem Klicken der Roboter war nur das leise Summen von Maschinen zu hören: Die Triebwerke liefen auf Minimalleistung, um den Raumer im Orbit zu halten. Die Lebenserhaltungssysteme sorgten für die Wiederaufbereitung von Luft und Wasser, für Wärme und Schwerkraft.

*Wie ein Geisterschiff*, dachte Wenga.

Ungehindert erreichten sie die Zentrale. Wenga bedeutete seinen Begleitern, sich seitlich des Schotts zu postieren, die Waffen im Anschlag. Die Medroboter sollten als Erste den Raum betreten. Wurden sie nicht angegriffen, würden Wenga und die Ärzte folgen.

Die Tür glitt auf, und die Maschinen schwebten hinein.

Nichts passierte.

Kein Schuss fiel, aber es rief auch niemand um Hilfe.

Die Totenstille war unheimlich.

Wenga machte zwei Schritte, blickte sich um, den Zeigefinger am Abzug des Gewehrs. *Sind wir doch in einem Horrorfilm gelandet? Jetzt müsste mich das Monster von hinten oder oben anspringen ...*

Immer noch keine Reaktion.

Einige weitere Schritte brachten ihn tiefer in die Zentrale. Der metallische Geruch wurde intensiver.

Der Panoramaschirm zeigte die grünblaue Oberfläche von Gamorrha III. Auf den anderen Monitoren war das All zu sehen sowie auf einem die *Phoenix*.

Die Instrumente schienen ausnahmslos zu funktionieren, denn die Kontrollleuchten blinkten regelmäßig.

Aber niemand von der Crew hielt sich in dem Raum auf. *Wo sind die alle hin? Nach Gamorrha, ohne einen Piloten zurückzulassen?*

Wenga winkte die Ärzte herein. Der Schott schloss sich hinter ihnen.

»Schauen wir uns um«, ordnete Wenga an. »Suchen Sie nach Spuren. Nach *irgendwas*, das uns verrät, was hier los war ... ist. Ich kümmerge mich ums Logbuch.«

Sie waren ein eingespieltes Team. Laini Singer wandte sich nach links, Carlyle nach rechts, um die Plätze der Besatzung und die Instrumente in Augenschein zu nehmen. Wenga bezweifelte, dass sie etwas anderes als die Krümel von einem Snack, einige Kaffeeflecke und das eine oder andere Haar finden würden.

Er näherte sich dem Pilotensessel, der etwas kleiner war als die übrigen Sitze. Wenga erinnerte sich, gelesen zu haben, dass die Bewohner eines Planeten der Xavanthischen Liga von zwergenhaftem Wuchs waren.

*Handelt es sich um die Cobaner oder um die Nalganer?* Trotzdem galten sie als ausgezeichnete Fachkräfte, da sie sehr geschickt und flink waren, ihre Reaktionszeit erheblich kürzer ausfiel als die von Personen von sogenannter Normgröße.

Als sich Wenga mit einer Hand an der Lehne abstützte, um die Schaltung



zu bedienen, mit der sich das Bordtagebuch aufrufen ließ, stieg ihm der Geruch nach Eisen süßlich und penetrant in die Nase. Er richtete sich auf und drehte gleichzeitig den Sessel um.

»Bei allen Sternenteufeln!«

**Leseprobe aus**

**DIE VERBOTENE WELT**

**Irene Salzmann**

**RETTUNGSKREUZER IKARUS Band 51**

**Neu ab Ende April 2013 als Paperback und eBook.**

**[www.atlantis-verlag.de](http://www.atlantis-verlag.de)**